

blieb er dem Entdeckerrausch und den begrenzten Gewißheiten der Naturwissenschaft verpflichtet; als er die kommunistische Linie nicht mehr vertreten konnte, setzte er sich während dreißig Jahren für zahlreiche soziale und politische Reformprogramme ein. June fand 1946 zu Gott, nach einer Begegnung mit dem Bösen in Gestalt zweier Hunde. (Bernard fand diese <sup>[23]</sup> Deutung des Vorfalls fast zu peinlich, um darüber zu reden.) Ein Prinzip des Bösen, als einer Macht, die von Zeit zu Zeit vorprescht, um das Leben von Individuen oder Nationen zu beherrschen und zu zerstören, sich dann zurückzieht, um die nächste Gelegenheit abzuwarten – von hier war es für June nur ein kleiner Schritt zu einem lichten, ebenso starken Geist, gütig und allmächtig, der in uns wohnte und uns allen zugänglich war; vielleicht nicht so sehr ein Schritt als vielmehr eine jäh aufleuchtende Erkenntnis. Beide Prinzipien aber empfand sie als unvereinbar mit dem Materialismus ihrer politischen Position, und so trat sie denn aus der Partei aus.

Ob Junes schwarze Hunde als aussagekräftiges Symbol, als griffiger Slogan, als Beweis ihrer Leichtgläubigkeit oder als Manifestation einer wirklich bestehenden Macht anzusehen sind, vermag ich nicht zu sagen. In diesen biographischen Versuch habe ich gewisse Vorfälle aus meinem eigenen Leben – in Berlin, Majdanek, Les Salces und St.-Maurice-de-Navacelles – eingearbeitet, die Bernards und Junes Deutungsweise gleichermaßen zulassen. Rationalist und Mystikerin, Kommissar und Yogi, Vereinsmeier und Eigenbrötlerin, Wissenschaftler und Intuitive – Bernard und June bilden die Gegensätze, die beiden Pole, zwischen denen mein eigener Unglaube hin und her schwankt und nie zur Ruhe gelangt. Wenn ich mit Bernard zusammen war, spürte ich, daß in seiner Weltauffassung etwas fehlte, und daß June den Schlüssel dazu besaß. Die Selbstgewißheit seines Skeptizismus, seines unerschütterlichen Atheismus machte mich mißtrauisch; sie war zu arrogant, es war zuviel Selbstabschottung dabei, zuviel <sup>[24]</sup> Selbstverleugnung. In Gesprächen mit June hingegen stellte ich fest, daß ich wie Bernard dachte; ich fühlte mich erstickt von ihren Glaubensbekundungen und irritiert von der unausgesprochenen Annahme aller Gläubigen, daß sie gut sind, weil sie glauben, was sie glauben, daß Glaube tugendhaft ist und damit jeder Unglaube unwürdig oder bestenfalls mitleiderregend.

Wenn man sagt, rationales Denken und spirituelle Einsicht gehörten eben verschiedenen Domänen an und der Gegensatz zwischen ihnen sei konstruiert, so löst man die Frage nicht. Bernard und June sprachen oft zu mir von Ideen, die miteinander unvereinbar waren. Bernard etwa war überzeugt, daß menschliche Angelegenheiten oder Schicksale keine andere Verlaufsrichtung, kein anderes Muster zuließen als dasjenige, welches der menschliche Geist ihnen aufprägte. Das mochte June nicht akzeptieren; das Leben hatte einen Sinn, und es lag in unserem Interesse, uns diesem Sinn zu öffnen.

Ebensowenig läßt sich behaupten, beide Auffassungen seien richtig. Alles zu glauben und keine Wahl zu treffen läuft in meinen Augen auf dasselbe hinaus wie gar nichts zu glauben. Ich bin mir nicht sicher, ob unsere Zivilisation zur Jahrtausendwende mit zuviel oder zuwenig Glauben geschlagen ist, ob die Schwierigkeiten von Menschen wie Bernard

und June herrühren oder von Menschen wie mir. Aber es liefe meiner eigenen Erfahrung zuwider, würde ich nicht meinen Glauben an die Macht der Liebe bekunden, die ein Menschenleben zu verwandeln und zu erlösen vermag. Ich widme diesen Lebensbericht meiner Frau Jenny und meiner Nichte Sally, die noch immer an den [25] Folgen ihrer Kindheit leidet; möge auch sie diese Liebe finden.

Ich habe in eine entzweite Familie eingeheiratet, in der die Kinder sich aus Selbsterhaltungstrieb bis zu einem gewissen Grade von ihren Eltern abgewendet hatten. Meine Angewohnheit, das Kuckucksei zu spielen, bereitete Jenny und ihren Brüdern einigen Kummer, für den ich mich entschuldige. Ich habe mir eine Reihe von Freiheiten herausgenommen, deren augenfälligste darin besteht, den Inhalt gewisser Gespräche wiederzugeben, die nie dazu bestimmt waren, aufgezeichnet zu werden. Aber die Gelegenheiten, bei denen ich anderen oder auch nur mir selbst vorher ankündigen konnte, daß ich »bei der Arbeit« sei, waren so selten, daß eine gewisse Indiskretion unabdingbar war. Ich hoffe, daß Junes Geist und auch Bernards – falls denn, allen seinen Überzeugungen zum Trotz, ein Wesenskern seines Bewußtseins fortleben sollte – mir verzeihen werden.

[27] I

*Wiltshire*

[29] Das gerahmte Bild, das June Tremaine auf dem Schränkchen neben ihrem Bett stehen hatte, sollte sie, ebenso wie ihre Besucher, an das hübsche Mädchen erinnern, dessen Gesicht, anders als das ihres Mannes, nichts davon verriet, in welche Richtung es sich einmal entwickeln würde. Der Schnappschuß wurde im Jahr 1946, ein oder zwei Tage nach der Trauung, aufgenommen, eine Woche bevor die beiden auf Hochzeitsreise nach Italien und Frankreich fuhren. Das Paar steht Arm in Arm am Geländer vor dem Eingang zum Britischen Museum. Vielleicht hatten sie gerade Mittagspause, denn beide arbeiteten sie in der Nähe und erhielten erst wenige Tage vor ihrer Abreise die Genehmigung, ihre Stellen zu kündigen. Aus rührender Sorge, an den Bildrändern abgeschnitten zu werden, neigen sie sich einander zu. Das Lächeln, das sie der Kamera schenken, entspringt ungekünstelter Freude. Bernard ist nicht zu verwechseln. 1,90 groß, mit übergroßen Händen und Füßen, einer überdimensionalen, gutmütigen Kinnpartie und Segelfliegerohren, die durch den pseudomilitärischen Haarschnitt noch komischer wirken. Dreiundvierzig Jahre haben bei ihm lediglich vorhersehbaren Schaden angerichtet, und auch der war nur geringfügig – lichter Haar, dichtere Augenbrauen, gröbere Haut –, während der eigentliche Mann, diese erstaunliche Erscheinung, 1946 derselbe unbeholfene, [30] strahlende Riese war wie 1989, als er mich bat, ihn nach Berlin zu begleiten.

Junes Gesicht hingegen kam ebenso von seinem vorherbestimmten Kurs ab wie ihr Leben, und es ist kaum möglich, in dieser Aufnahme das alte Gesicht zu erahnen, das sich in wohlwollende Willkommensfalten legte, wenn man ihr Privatzimmer betrat. Die Fünfundzwanzigjährige hat ein reizendes rundes Gesicht und ein fröhliches Lächeln. Ihre Dauerwelle für die Reise ist zu straff, zu streng und steht ihr nicht im geringsten. Im Glanz der Frühlingssonne leuchten die Locken, von denen sich erste Strähnen lösen. Sie trägt ein kurzes Jackett mit hohen, gepolsterten Schultern und einen passenden Faltenrock – die verhaltene Extravaganz jenes Stoffes, den man mit dem New Look der Nachkriegszeit verbindet. Ihre weiße Bluse hat einen gewagten V-Ausschnitt, der ihren Brustansatz freigibt. Der Kragen ist über das Jackett geschlagen und verleiht ihr das frische, rosige Aussehen der Landarbeiterinnenplakate. (Seit 1939 war sie Mitglied des Sozialistischen Radsportvereins Amersham.) Mit einem Arm preßt sie ihre Handtasche an sich, mit dem anderen hat sie sich bei ihrem Mann untergehakt. Sie lehnt sich an ihn an, ihr Kopf reicht ihm nicht einmal bis zur Schulter.

Heute hängt die Photographie in der Küche unseres Hauses im Languedoc. Ich habe sie oft eingehend betrachtet, meist wenn ich allein war. Jenny, meine Frau, Junes Tochter,

mißtraut meiner Raubtiernatur und ärgert sich über die Faszination, die ihre Eltern auf mich ausüben. Sie hat lange genug gebraucht, um von ihnen loszukommen, und <sup>[31]</sup> zu Recht befürchtet sie, mein Interesse könnte sie zurückwerfen. Ich gehe nah an das Photo heran und versuche das künftige Leben, das künftige Gesicht vorwegzunehmen, die Unbeirrbarkeit, die auf eine einzigartige Mutprobe folgte. Auf der glatten Stirn direkt über dem Zwischenraum zwischen den Augenbrauen hat ihr vergnügtes Lächeln eine winzige Hautfalte geschlagen. In dem runzligen Gesicht ihres späteren Lebens sollte sie das beherrschende Merkmal werden, eine tiefe senkrechte Furche, die von ihrem Nasensattel aufstieg und ihre Stirn zerteilte. Vielleicht bilde ich mir die in der Kontur des Kinns verborgene Härte hinter ihrem Lächeln nur ein – die Entschlossenheit, Standfestigkeit, ihren wissenschaftlichen Zukunftsoptimismus? Das Photo wurde an demselben Vormittag aufgenommen, als June und Bernard in der Parteizentrale in Gratton Street in die Kommunistische Partei Großbritanniens eintraten. Sie haben ihre Stellen gekündigt, und es steht ihnen frei, sich zu ihren politischen Bindungen zu bekennen, womit sie, solange der Krieg andauerte, gezögert hatten. Jetzt, zu einem Zeitpunkt, als viele nach der schwankenden Haltung der Partei – war der Krieg ein hochherziger antifaschistischer Befreiungskampf oder ein aggressiver imperialistischer Beutezug? – ihre Zweifel haben und einige ihre Parteibücher zurückgeben, wagen June und Bernard den Sprung. Sie hoffen nicht nur auf eine gerechte, vernünftige Welt, frei von Krieg und Klassenunterdrückung, sondern finden auch, daß ihre Parteizugehörigkeit sie mit allem zusammenbringt, was jung, lebhaft, intelligent und wagemutig ist. Über den Ärmelkanal steuern sie, wovon man ihnen <sup>[32]</sup> abgeraten hat, auf das Chaos mitten in Europa zu. Doch sie sind entschlossen, ihre neuen persönlichen und geographischen Freiheiten auszukosten. Von Calais aus wollen sie nach Süden, in den mediterranen Frühling. Die Welt ist wie neugeboren, und es herrscht Frieden, der Faschismus war der unwiderlegliche Beweis für die unheilbare Krise des Kapitalismus, die wohltätige Revolution steht vor der Tür, und sie sind jung, frisch verheiratet und verliebt.

Bernard hielt seine Mitgliedschaft, obwohl er sich sehr damit herumquälte, bis zum Einmarsch der Sowjets in Ungarn 1956 aufrecht. Dann erst vollzog er seinen längst fälligen Austritt. Seine Sinnesänderung entsprach dabei einer gutdokumentierten Logik, einem Desillusionierungsprozeß, den er mit einer ganzen Generation teilte. June dagegen hielt es nur einige Monate aus, bis zu der besagten Begegnung auf ihrer Hochzeitsreise, die diesem Lebensbericht seinen Titel gab. Sie machte eine tiefgreifende Verwandlung durch, eine Metempsychose, die sich in der Umbildung ihres Gesichtes niederschlug. Wie konnte ein rundes Gesicht nur so lang werden? War es wirklich möglich, daß das Leben selbst – und nicht die Gene – jene kleine Falte, die ihr Lächeln warf, über den Brauen einwurzeln ließ und die bis zum Haaransatz reichende Verästelung von Runzeln hervorbrachte? Ihren eigenen Eltern war selbst im hohen Alter nichts dergleichen ins Gesicht geschrieben. Gegen Ende ihres Lebens, als June in das Pflegeheim eingewiesen wurde, glich ihr Gesicht dem des alten W. H. Auden. Vielleicht hatten Jahre mediterranen